

Hans Nortmann: Die vorrömische Eisenzeit zwischen unterer Weser und Ems. Ammerlandstudien I. Mit einer Einführung von Dieter Zoller, Römisch-Germanische Forschungen. Band 41. Verlag Philipp von Zabern, Mainz 1983. 211 Seiten, 31 Abbildungen und 85 Tafeln.

Die Bearbeitung der vorrömischen Eisenzeit an unterer Weser und Ems durch Hans Nortmann vermehrt die Reihe jüngerer Publikationen zur vorrömischen Eisenzeit im nordwestdeutschen Tiefland um einen weiteren Beitrag (s. auch O. Harck, Nordostniedersachsen vom Beginn der jüngeren Bronzezeit bis zum frühen Mittelalter, Hildesheim 1972 und H.-J. Häbeler, Zur inneren Gliederung und Verbreitung der vorrömischen Eisenzeit im südlichen Niederelbegebiet, Hildesheim 1977). Das zu rezensierende Werk bildet eine Kieler Dissertation aus dem Jahre 1980, deren ursprünglichen Ausgangspunkt die Auswertung einer Siedlung im Kreis Ammerland bildete — worauf der Untertitel der Arbeit noch verweist. Voraussetzung dafür bot ein Vorhaben, das der Intensivierung von siedlungsarchäologischen Studien in dem diesbezüglich stark vernachlässigten Oldenburger Geestgebiet galt (vgl. dazu Einführung von D. Zoller). Über den Kreis Ammerland hinaus wurde das Arbeitsgebiet auf die westniedersächsischen Kreise Oldenburg, Cloppenburg, Emsland, Vechta, Diepholz sowie einen Teil des Kreises Nienburg ausgedehnt (Abb. 1, S. 4). Nach Ansicht des Verfassers (S. 4 f.) lassen sich daran Materialien der Ems- und Wesermarsch mit z. T. ergiebigen Siedlungen anschließen (Hatzum — Boomborg), die aus anderer Feder gesondert publiziert werden.

Der Autor setzt die Deckungsgleiche des bearbeiteten Areals mit dem Verbreitungsgebiet einer archäologischen Gruppierung voraus (S. 3). Diese Prämisse verdient von vornherein ein gesteigertes Interesse des Lesers, der seine Kenntnis über die eisenzeitliche Entwicklung des benannten Raumes bisher lediglich anteilig aus bereits erkannten — mehr oder weniger fest umrissenen — archäologischen Zusammenhängen entnehmen mußte, die mit den Namen Harpstedt — Nienburger Gruppe (K. Tackenberg, Die Kultur der frühen Eisenzeit in Mittel- und Westhannover, Hildesheim — Leipzig 1934) sowie „Nordwestblock“ (R. Hachmann, G. Kossack, H. Kuhn, Völker zwischen Germanen und Kelten, Neumünster 1962) umschrieben worden sind.

Schon daher muß dem Autor für die umfassende Vorlage und Auswertung des betreffenden Fundmaterials, das zum größten Teil älterer Auffindung entstammt, gedankt werden. Für die Form der Drucklegung in der für die Römisch-Germanische Kommission gewohnten gediegenen und dabei großzügigen und voluminösen Form zeichnen sowohl Herausgeber als auch Verlag verantwortlich.

Den Hauptteil der Arbeit beanspruchen die Materialkapitel Keramik mit 26 Seiten und Metallfunde mit 38 Seiten. Sie folgen einem einleitenden Abschnitt, in dem thematische, aber auch zeitliche und räumliche Grenzen abgesteckt werden. Dem Materialteil schließen sich die auswertenden Kapitel zur Chronologie (12 Seiten), zu Siedlungen (4 Seiten) und Gräbern (20 Seiten) an. Dem Katalogteil vorangestellt und listenmäßig erfaßt werden aussagefähige Keramik- und Metalltypen (Listen 1—5). Die Fundlisten enthalten weiterhin eine Aufstellung (Liste 6) niedersächsischer Scheiterhaufengräber (25 Fundplätze) sowie Angaben zur Gräberfeldkontinuität (Liste 7). Der 84 Seiten umfassende Katalog ist nach Kreisen und Gemeinden, innerhalb derer in alphabetischer Reihenfolge der Fundstellen geordnet und mit den nötigen Angaben zu Fundumständen, Fund, Aufbewahrungsort und Literatur versehen. Die Fundzusammenstellung gibt sachlichen Gesichtspunkten einer knappen Beschreibung den Vorrang und ordnet nach Katalogeinheiten, die sich häufig nicht mit geschlossenen Funden decken. Damit weicht der Verfasser von dem üblichen Ordnungsprinzip ab, wonach die Zusammengehörigkeit bei der Auffindung und nicht die museale Erfassung maßgebend ist. Ein dreiseitiges Fundortregister be-

schließt den Textteil. Daran schließen sich 85 Tafeln mit Strichzeichnungen des Verfassers an. Der einheitliche Maßstab von 1:4 für Keramik und 1:2 für Kleinfunde ermöglicht dem Leser eine mühelose Vorstellung über die Gestalt der Einzelobjekte.

Herausragendes Ergebnis im Kapitel Keramik bildet die Unterscheidung in Terrinen vom Typ Dötlingen und solche vom Typ Gristede. Diese wurden vom Verfasser als Form der Nienburger Tasse in Westniedersachsen definiert (S. 21), während er mit jenen auf einen schon in den 50er Jahren eingeführten Begriff (vgl. S. 87) zurückgreift. Charakteristika des Dötlinger Typs bilden doppelkonischer Gefäßkörper und Halsabsatz, das Kriterium der Gefäßform Terrine wird dagegen weniger berücksichtigt. Das wird sowohl in der verbalen Beschreibung (S. 12), mehr noch im Tafelteil deutlich, wo u. a. das auf Tafel 42,6 abgebildete Gefäß eine Bezeichnung als Topf nach Jastorf-a-Profilierung durchaus verträge. — Formenmäßig enthält der Typ Dötlingen nicht nur ein Detail, das jüngst-bronzezeitlichen Ausdrucksformen entlehnt ist (S. 13). Es lag nicht in der Absicht des Verfassers, hier weiter vorzudringen, vielmehr hat er sich selbst durch eine „selektiv“ (S. 2) gezogene Grenze, die nicht mit dem Beginn der frühen Eisenzeit zusammenfällt (vgl. Chronologietabelle Abb. 28, S. 86), von dieser Aufgabe entbunden. Solange der Typ Dötlingen insbesondere gegenüber der örtlichen Bronzezeit nicht schärfer umrissen ist, können alle Versuche, ihn auf einen fremden Anstoß zurückzuführen, nicht überzeugen. Das bezieht sich auch auf mögliche Verbindungen zur Hausurnenkultur, aus der Verfasser den Dötlinger Typ ableiten möchte. Bezeichnenderweise heben sich gerade im Mittelbegebiet Bestattungsplätze mit deren Kulturhinterlassenschaften durch unterschiedliche Standorte von solchen Gräberfeldern ab, auf denen Halsdoppelkoni und Terrinen nach Art des Typs Dötlingen zu einer frühen Belegungsphase gehören (vgl. K. Nuglisch, E. Schröter, Hausurnen- und Jastorkultur an der mittleren Elbe, Halle 1968, S. 46 ff. mit Abb. 24 und 25; siehe auch Bemerkungen zu Flötz, weiter unten im vorliegenden Text). — Der Versuch, mit dem Typus Dötlingen „eine regionale Sonderform herauszustellen, die typenmäßig wie chronologisch am Übergang von den früheisenzeitlichen Halsdoppelkoni endbronzezeitlicher Tradition zu den geschweiften Terrinen der entwickelten Eisenzeit . . .“ (S. 12) steht, hat Grenzen gezeigt. Sie bestehen vor allem darin, daß sich die Ausgangsform nicht klar von Vorbildern abheben läßt. Er ist nicht gescheitert, vielmehr müssen künftige Untersuchungen hier ansetzen. Inzwischen kann in Westniedersachsen ein ähnlicher Vorgang verzeichnet werden, wie er für den östlichen Landesteil seit langem bekannt ist. Führt er hier über Halsdoppelkoni zur Nienburger Tasse, so ist im Weser-Ems-Gebiet eine Entwicklung von Terrinen mit „Doppelkonuseffekt“ (S. 12), d. h. des Typs Dötlingen, zum Pendant der Nienburger Tasse, d. h. dem Typ Gristede, zu verfolgen.

Im Kapitel Metallfunde erörtert der Verfasser das entsprechende Inventar nach Funktion, Herkunft, Verbreitung und Zielstellung. Abgesehen von den im Unterwesergebiet nachgewiesenen Importen und reichen Bronzefunden, heben sich dabei deutliche Gemeinsamkeiten des überregional wirksamen Hallstatt- (bzw. Jastorf-) und Latèneinflusses ab. Trotzdem war der Verfasser darauf bedacht, Unterschiede hervorzuheben und ihrem Ursprung nachzugehen — ein Vorhaben, dessen Schwierigkeit mit der Entfernung vom Arbeitsgebiet wachsen muß —, wie jeder Bearbeiter einer ähnlichen Materie zugeben wird. Daher sind die wenigen hier anschließenden Bemerkungen und Zusätze aus der Sicht eines anderen geographischen Umfeldes zu verstehen und nicht als Kritik gemeint. So möchte die Rezensentin nicht, wie es der Verfasser (S. 41) tut, eine Reihe der späthallstattzeitlichen Armringe der thüringisch-hessischen Ausprägung zuweisen. Von dem markanten Schmuck der Thüringischen Kultur, der als offener D-förmiger Ring serienweise am Unterarm getragen wurde, unterscheiden sich die oft als Einzelstücke aus dem norddeutschen Tiefland bekannten, zumeist geschlossenen Bronzeringe mit mehr oder weniger

plastischer Verzierung deutlich (vgl. dazu R. Müller, Die Grabfunde der Jastorf- und Latènezeit an unterer Saale und Mittelelbe, Berlin 1985, S. 58). Diese Beispiele entsprechen eher dem Zeitgeschmack, nicht aber die Gestalt des Brustschmuckes aus Lehmden bei Rastede, Kr. Ammerland, für den Verfasser eine „hallstädtisch geprägte Grundlage“ (S. 42) annimmt. Er stimmt in den wesentlichen Konstruktionselementen, sogar mit dem rechteckigen Mittelfeld, in das die Kettchen eingehängt wurden, mit einem Kettenplattenschmuck aus Schermen, Kr. Burg, (Müller 1985, S. 67, nach Fehse 1927, Abb. 22) überein, der an Altmärkischen Fibeln — im Falle Lehmden an einem Wendelring — getragen wurde. Das spricht für die vom Verfasser (S. 42) als nicht mehr nachprüfbar wiedergegebene Vermutung G. Jacob-Friesens über einen Zusammenhang von niedersächsischem und altmärkischem Kettenplattenschmuck. Verbindungen zwischen der Altmark und Niedersachsen bezüglich der Gehängeschmuckmode beweisen auch die vom Verfasser selbst (S. 47 f.) so bezeichneten „Altmärkischen Anhänger“ (vgl. dazu zuletzt Müller 1985, S. 61 ff.).

Die Einschätzung der auf S. 42 f. abgehandelten Ringe als „Ausläufer einer im wesentlichen ostdeutschen Gruppe“ bedarf inzwischen einer Auseinandersetzung mit der monographischen Bearbeitung von Hohlwulsten durch S. Schacht (Nordische Hohlwulste der frühen Eisenzeit, Halle 1982). Sie trennt vor allem auf Grund technischer Unterschiede meist aus Hortfunden stammende gegossene, offene und innen geschlitzte Hohlwulste (d. h. „ostdeutsche“, bzw. „pommersche“ Ringe), denen sie nach ihrer Verbreitung das Attribut „Nordisch“ voranstellt, sowohl von geblähten Ringen des Hallstattbereiches, als auch von solchen einer zahlenmäßig kleinen Ringgruppe vermutlich älterer Tradition aus Jastorfgräbern. Die Frage nach einer Verwandtschaft der verschiedenen Hohlringformen ist bisher ungeklärt. Alle bei H. Nortmann genannten Beispiele gehören nicht der „Nordischen“ Ausprägung an. Vielmehr muß ihr vermehrtes Auftreten westlich der Weser in den Zusammenhang mit dem dort gehäuften Erscheinen von Hallstattbronzen gesehen werden.

Die Skepsis des Verfassers gegenüber der Eigenständigkeit von Pufferhalsringen im Brandgräberbereich (S. 43) dürfte die inzwischen erfolgte Vorlage des brandenburgischen Materials durch H. Seyer (Siedlung und archäologische Kultur der Germanen im Havel-Spree-Gebiet in den Jahrhunderten vor Beginn u. Z., Berlin 1982) endgültig zerstreuen. Die dieser Arbeit zugrunde liegende Dissertation aus dem Jahre 1965 erfaßte bereits 45 (!) brandenburgische Fundorte mit solchem Halsschmuck, der als Imitation thüringischer Pufferhalsringe (nicht solcher des keltischen Kerngebietes) bewertet wurde. Diese Ansicht ist von K. Peschel (zuletzt Ausgr. und Funde 21, 1976, S. 103) aufgenommen und hinsichtlich der Zeitstellung verifiziert worden. Eine Datierung des Verfassers von Einzelbeispielen in die „Mittellatènezeit Stufe C 1 bis C 2“ (S. 44) hätte daher einer Begründung bedurft.

Zu Fibeln als chronologischen und chorologischen Indikatoren erster Ordnung seien einige Bemerkungen erlaubt. Dem Verfasser unbekannte Parallelen für Nietbefestigungen des Fußes wie an der Bronzefibel aus Rastede, Kr. Ammerland (S. 55 f., Taf. 5,9) können u. a. mit dem Altfund aus Ripdorf, Kr. Uelzen (zuletzt H. Krüger, Die Jastorkultur in den Kreisen Lüchow-Dannenberg, Lüneburg, Uelzen und Soltau, Neumünster 1961, S. 36, Taf. 8,10), und einem Neufund aus Klein Wesenberg, Kr. Stormarn, Grab 82 (G. Tromnau, Hammaburg NF 6, 1984, S. 95, Abb. 4,82), benannt werden. Sie fallen in die Variationsbreite der schon von R. Beltz als Fibeln mit „Nietstacheln“ bezeichneten Stücke (vgl. dazu Müller 1985, S. 73).

Hervorzuheben ist der Nachweis von Kugelfibeln durch den Verfasser (S. 55 mit Anm. 569). Damit dehnt sich ihr Verbreitungsbeleg nach Westen gegenüber dem Dichtezentrum im Havelgebiet (mit 129 Ex., Seyer 1982, S. 68) nicht unwesentlich aus. Dem-

gegenüber treten sie im östlichen Mitteleuropa stark zurück. Hinsichtlich einer in Zukunft noch zu erstellenden Gesamtverbreitung dieser Fibeln hält Rezensentin es für angebracht, die klassische Definition von Kugelfibeln nach R. Beltz und J. Kostrzewski zugrunde zu legen und sich auf solche Stücke zu beschränken, bei denen, abgesehen von der Zahl der Bügelkugeln, eine Kugel die Funktion der Bügelkammer übernimmt. Danach wären bei H. Nortmann einige Stücke zu streichen. — Auch wenn aus seinem Arbeitsgebiet nur ein unzweifelhaftes Belegstück für den Typ der Stufenfibel vom Spätlatèneschema vorliegt (S. 56 mit Taf. 18,4), sollte für eine zeitliche Zuweisung nicht auf den horizontal-stratigraphischen Befund von Cammer, Kr. Belzig, verzichtet werden (K. Peschel, Veröff. Landesmus. Ur- und Frühgesch. Potsdam 6, 1971, S. 31 f.).

Kalottenfibeln werden auf hallstädtische Vorbilder zurückgeführt (S. 58), für die inzwischen weitere Nachweise aus Böhmen (Pamatky archeol. 75, 1984, S. 388–394) genannt werden können. Wenn der Verfasser in diesem Zusammenhang die Konstruktion der Fibeln aus Lastrup-Hamstrup und Goldenstedt-Lahrer Heide mit dem Schema von Plattenfibeln vergleicht (S. 58), sieht sich Rezensentin in ihrer Annahme einer mittelbaren Verbindung dieser norddeutschen Schöpfungen und den späthallstädtischen Paukenfibeln bestätigt.

In die gleiche Richtung weisen auch Bronzebuckelchen bzw. „Zwecken“ (S. 61), die ursprünglich als Besatz einer organischen Unterlage dienten und sich z. T. in großer Zahl in einem Grab erhalten haben. Während sie in Brandenburg analog zum Hallstattbereich als Schmuck des Ledergürtels gedeutet werden (Seyer 1982, S. 62 f.), sollen sie im Nordwesten und Norden erst (noch?) wesentlich später geläufig gewesen sein (S. 61).

Weitreichend für Schlußfolgerungen ist unter der Rubrik „Technisches Eisen“ (S. 70 ff.) die interessante Deutung von Nägeln, Bolzen und Stiften als Bestandteile von Wagen. Die Charakterisierung einer bestimmten Grabausstattung als weiblich bietet H. Nortmann Gewähr dafür, daß (S. 108) „die durch technische Eisenteile belegte Mitgabe von Wagen auf den Scheiterhaufen mit wünschenswerter Deutlichkeit und Sicherheit mit eben jenen Fraueninventaren . . . verbunden ist . . . Auf der Grundlage der bisherigen Argumentation sind westniedersächsische Wagengräber somit Frauengräber . . .“ Etwas voreilig zieht er daraus den Schluß, diese Wagengräber seien eine regionaltypische Erscheinung, da für sie auf Grund der archäologischen Geschlechtsanalyse eine Deutung als Streitwagengräber, wie in dem „etwa gleichzeitigen Latènekreis“, entfällt (S. 108). Obwohl ausdrücklich hervorgehoben wird (S. 72), daß die Datierung nicht dem jeweiligen Beschlagtyp gilt, sondern der Sitte, Wagen in das Grab mitzugeben, kommt die Frage nach einem Zusammenhang der Wagenbeigabe als Statussymbol eines hochgestellten vorwiegend weiblichen Personenkreises — wie er aus der Späthallstattkultur bekannt ist — dagegen gar nicht erst auf.

Das Anliegen des Verfassers war im Materialteil darauf gerichtet, den archäologischen Denkmälerbestand Westniedersachsens innerhalb der angegebenen Zeitgrenzen auszuwerten. Er widmet daher einen großen Teil seiner Ausführungen der Vorlage und Analyse des Fundmaterials. Dem hat die Rezension bisher versucht, Rechnung zu tragen. Sie bliebe unvollständig ohne Stellungnahme zum Vorgehen des Autors, der — wie eingangs bereits erwähnt — von der folgenden, hier nun im Wortlaut wiedergegebenen Prämisse ausgegangen war (S. 3): „Dieses Arbeitsgebiet deckt sich im wesentlichen mit einer für den Bearbeitungszeitraum auch archäologisch feststellbaren Gruppierung. Diese findet ihren charakteristischsten Ausdruck in den überhügeltten Scheiterhaufengräbern ohne die ausgeprägte Kreisgrabensitte . . .“ Als Ergebnis der Material- und Grabanalyse stellt er fest: „. . . diese beiden Bereiche weisen für die erörterte Frage teilweise gegenläufige Tendenzen aus“ (S. 111). Das wird noch deutlicher in seiner Kurzfassung der erzielten Resultate (Offa 37, 1980, S. 41 ff.), wenn dem kulturell als eigenständig erkannten Gebiet (S. 41)

eine kulturelle Einheit abgesprochen wird (S. 47). Dieses Ergebnis zieht zwangsläufig die Frage nach sich, ob die Grabsitte das Kriterium für die kulturelle Einheit sein kann, wenn der Brauch des Scheiterhaufengrabes in der vom Verfasser selbst erzielten Definition zeitlich begrenzt und archäologisch etwa zur Hälfte an Frauenbestattungen gebunden ist (S. 96 ff.). Dem Leser wird nur schwer deutlich, welchen Zusammenhang der Autor den drei in der Arbeit hervorgehobenen Größen beimißt. So verbindet sich der keramische Typ Dötlingen als Gefäßform mit Urnengräbern, während der jüngere Typ Gristede aus Siedlungen bekannt wurde. Beider Bedeutung für die Scheiterhaufengräber als „charakteristischem Ausdruck“ (S. 3) dieser Fundgruppe ist nicht ersichtlich. Unter den als „relativ sicher nachweisbar“ aufgeführten Gräberfeldern mit einer Belegungskontinuität von der frühen Eisenzeit zur Scheiterhaufengrabzeit (Liste 7, S. 121 f.) befinden sich nur zwei (!) Plätze, dazu gehört Wildeshausen-Pestruper Heide als Beispiel, das seit E. Sprockhoff (Berliner Beitr. Vor- und Frühgesch. 2, 1959, S. 152 ff.) zur Charakterisierung der westniedersächsischen Eisenzeit herangezogen wird und zu dem in vorliegender Arbeit nach Ansicht der Rezensentin nicht gebührend Stellung genommen wird.

Wenn mit diesen Bemerkungen Mängel angesprochen wurden, so ergibt sich der Wert des Buches vorrangig aus den Ergebnissen für die bereits genannten Einzelkomponenten. Als wesentlich kann die mit morphologischen Mitteln erfolgte Abtrennung des Typs Dötlingen von der Nienburger Gefäßform festgehalten werden. Seine Herausstellung als einer in der Bronzezeit verwurzelten Form ist vergleichbar mit Ergebnissen, die regional bereits erzielt wurden (Harck 1972, S. 22 ff.; Menke, Marburger Jb. 13, 1973, S. 58 ff.). Damit berührt der Autor ein Kernproblem eisenzeitlicher Besiedlung, das die Frage nach dem Anschluß zur Bronzezeit betrifft und über das engere Arbeitsgebiet hinausreicht. Ob die gewählte keramische Gattung dabei das geeignetste Mittel für deren Lösung bildet, sei dahingestellt. Auf jeden Fall hat für Nordostniedersachsen und Westmecklenburg die Untersuchung der Tonware partiell zur Beantwortung dieser Frage beigetragen. Bedauerlicherweise klammert der Verfasser diese Problematik bewußt aus, wenn er den Typ Dötlingen als „Leitform für eine Spätphase oder -stufe der frühen Eisenzeit“ (S. 2) postuliert. Andererseits stand ihm gerade mit genannter Keramik ein — zugegebenermaßen — sprödes Mittel zur Verfügung, die Ausgangsposition seines Untersuchungsgebietes zu beleuchten. Abschließend soll daher zu dieser Frage hervorgehoben werden, daß die Vorstellungen des Verfassers über die Herkunft des Typus Dötlingen unbewiesen bleiben, solange nicht mehr Klarheit über dessen zeitliche und kulturelle Stellung besteht.

Gefäße mit einer für den Typ Dötlingen charakteristischen Profilierung gehören im Mittelbegebiet in den frühesten eisenzeitlichen Horizont. Dafür bildet u. a. die Urne aus Grab 18 von Flötz, Gem. Gödnitz, Kr. Zerbst (Müller 1985, Taf. 100,1), ein markantes Beispiel. Sie stammt bezeichnenderweise nicht aus dem vom gleichen Fundort ebenfalls bekanntgewordenen Gräberfeld der Hausurnenkultur, sondern von einem unfern gelegenen Bestattungsplatz, der überwiegend der Jastorfkultur angehört. Damit wird auch hier ein früheisenzeitliches Entwicklungsstadium berührt, das sich bisher vor allem auf Grund methodischer Überlegungen über Fibelhorizonte ergab (Müller 1985, S. 22 ff.). Möglicherweise bietet auch im südlichen Brandgräberbereich die Untersuchung der Keramik ein Mittel, sowohl die Abgrenzung gegenüber der Jüngstbronzezeit als auch der Jastorfkultur zu verifizieren.

Für die durch Nienburger Tassen charakterisierte Zeitphase hat Rezensentin inzwischen versucht, im Nordharzland auf Gemeinsamkeiten innerhalb der Tonwarentwicklung hinzuweisen (Müller 1985, S. 114 ff.). Mit diesen Bemerkungen wurde im Interesse eines überregionalen Zusammenhanges über den Rahmen der Rezension hinausgegangen. Dazu sei noch die Bemerkung erlaubt, daß für jede weitere Forschung auf diesem Gebiet die Autopsie der Keramik eine unabdingbare Voraussetzung bildet.

Rezensentin hat sich in den vorausgehenden Ausführungen auf Einzelprobleme beschränkt. Darin ist die Frage der Chronologie nur berührt worden. Die Methode des Verfassers führt mit Hilfe von Siedlungsgruben im Sinne von „homogenen Komplexen“ (S. 75) zu den Horizonten 1 bis 5 (Abb. 28, S. 86). Sie beruhen insbesondere auf den Ergebnissen der Siedlungsgrabung Gristede. Für die Zeitbestimmung der Kleinfunde greift der Verfasser meist auf bereits vorhandene Abschnitts- und Stufenbezeichnungen anderer Autoren zurück. Verfasser hat sowohl die obere als auch untere Zeitgrenze aus sachlichen Erwägungen gezogen. Sie entsprechen nicht dem Besiedlungsverhalten im Arbeitsgebiet. Zeichnete sich die untere — hier schon diskutierte Zeitgrenze — gerade durch Materialfülle aus, so charakterisieren die obere Zeitmarke beigabenlose Brandgräber. Als Folge davon werden die archäologischen Aussagemöglichkeiten stark begrenzt. Andererseits zeigt die Kontinuität auf dem Wohnplatz Gristede, daß hier trotz der veränderten Ausstattungsgewohnheiten in Gräbern mit einer Besiedlung bis in die römische Kaiserzeit gerechnet werden kann.

Abschließend sei noch ein Problem berührt, das der Verfasser hinsichtlich der Stellung seines Arbeitsgebietes weitgehend ausklammert: es ist allgemein formuliert die Frage nach dem Anteil des Südens, d. h. der Hallstattkultur, am Erscheinungsbild der westniedersächsischen Eisenzeit.

Für die „ganz ungewöhnliche Konzentration von importierten Bronzeblechgefäßen im unteren Wesergebiet“ (S. 37) stellt er zurecht die chronologische Frage in den Vordergrund. Dabei verfährt er nicht ganz konsequent, wenn er für „rheinische“ Situlen und Rippenzisten (S. 39 f.) wegen Flickungen, langer Umlaufzeit im Ausgangsgebiet und unbekannter Nutzungsdauer im Norden „chronologische Synchronisierungsversuche über diesen Typ als wenig aussichtsreich“ hervorhebt, den einteiligen Bronzekessel aus Verden aber ohne Kommentar als späthallstattzeitlich anerkennt (S. 39). Sieht Rezensentin richtig, dann ergibt sich mit dem Bronzebecken von Winzlar (S. 40 f.) eben doch ein Hinweis auf früheisenzeitliche Zeitstellung. Dieses zu den jüngsten Vertretern seiner Art innerhalb der nordischen Bronzezeit zählende Becken weicht nicht nur mit einem ungewöhnlichen Befund — als Grabbeigabe eines älteren Mannes —, sondern auch mit der Verzierungsstechnik — Verwendung eines stählernen Stichels anstelle der Punze — vom Geläufigen ab. (Diese und die folgenden Ausführungen nach E. Sprockhoff, O. Höckmann, Die gegossenen Bronzebecken der jüngeren nordischen Bronzezeit, Mainz 1979, S. 21.) Es ist auch das einzige, bei dem innerhalb des Randes Ziereinlagen aus blauem Glasfluß nachgewiesen worden sind. Die genannten technischen Besonderheiten können nicht vor dem 7. Jh. v. u. Z. aus dem südlichen Europa nach dem Norden gelangt sein. In diesem Zusammenhang sei an die Depotfunde von der „Wölmisse“ bei Schlöben, Kr. Jena (K. Simon, Die Hallstattzeit in Ostthüringen, Berlin 1972, S. 100 ff.), und Leipzig-Wahren (Karin Peschel, Arb.- und Forsch.-Ber. sächs. Bodendenkmalpf. 23, 1980, S. 43 ff.), erinnert. Sie enthalten u. a. Schmuckbronzen nördlicher und südlicher Provenienz, die ein Überlappen der Periode VI noch mit Hallstatt D nahelegen. Aus dieser Sicht ist der Vergleich der verzierten Tasse aus dem Winzlarer Grab mit hessischer strichverzierter Keramik durch K. Tackenberg gar nicht so abwegig, wie dies der Verfasser meint (S. 41).

Der ungewöhnliche Importreichtum ist nach seiner Meinung allein auf die günstige Verkehrslage zurückzuführen und besitzt keinerlei Wirkung auf die örtliche Kultur (S. 115). Diese allzu voreilige und schnelle Einschätzung basiert in erster Linie darauf, daß der Verfasser Kriterien für einen Nachweis direkter Kulturkontakte stark eingrenzt. Das wird schon bei der einseitigen Deutung des Kartenbildes auf Abb. 4 (S. 38) deutlich. Es bringt wohl die ungleiche Konzentration von „rheinischen“ Situlen und Rippenzisten im Mittelrheingebiet zum Ausdruck, nicht aber das Fehlen einer direkten Fernverbindung zwischen Mittelrhein und Unterwesergebiet. Noch sichtbarer tritt die selbstauerlegte

Beschränkung an der Forderung hervor, mit den Importgegenständen müßte auch der in ihrem Ursprungsland verbundene Gebrauch übernommen sein. Dabei übersieht der Autor, daß seine eigenen Untersuchungen im Zusammenhang mit dem Nachweis von Wagen im Bestattungsbrauch (S. 70 ff.) einen deutlichen Bezug zu Bestattungssitten im Hallstattbereich enthalten. Überdies konzentrieren sich die Wagenbestandteile in dem bereits durch „Pestruper Bronzen“ besonders hervorgehobenen Gebiet (vgl. Abb. 8, S. 73). Wäre es da nicht lohnenswert gewesen, weiter vorzudringen?

Die Frage nach den Ursachen und den Begleiterscheinungen, die mit der Beschaffung und dem Austausch der zahlreichen Importe im Wesermündungsgebiet verbunden sind, ist immer noch offen. Das gilt auch für die Ansicht, daß eine Beziehung zwischen Unterwesergebiet und dem Süden auf eine ältere Tradition zurückreicht (so neuerdings wieder: Häbler 1977, S. 84 f.). Damit ist in ihrem Gehalt die Frage nach der Stellung Westniedersachsens, wie sie E. Sprockhoff (1959, S. 139 ff.) gestellt hat, noch nicht überholt.

Kehrt man zum Ausgangspunkt zurück, so hat die Beschäftigung mit der vorrömischen Eisenzeit nicht die in Aussicht gestellte Klärung (Offa 37, 1980, S. 41) der Stellung Westniedersachsens gegenüber der Jastorf- bzw. Latènekultur schaffen können. Die Ergebnisse der Arbeit ziehen zwangsläufig neue Fragen nach sich. Zu ihnen gehört vorrangig die Abgrenzung gegenüber dem Harpstedt-Nienburger Kreis, mit dem die westniedersächsische Fundgruppe in der frühen Eisenzeit durch die Grabsitte während der gesamten Eisenzeit im Metallinventar verbunden ist. Vor allem ist der Bezug zur „Verdener Gruppe“ (Häbler 1977, S. 83 ff.) zu prüfen, die mit Scheiterhaufengräbern und Gehängen vom Typus Wölpe vergleichbare archäologische Kriterien besitzt. Sie diene in dem Germanen-Handbuch sogar als Umschreibung der Nienburger Gruppe, die nach geläufiger Auffassung als westlichste germanische Fundgruppe gilt (H. Seyer, in: Die Germanen, Berlin 1978, S. 188 f.).

Abschließend bleibt noch, dem Verfasser zu wünschen, seine Studien zur eisenzeitlichen Problematik Niedersachsens fortsetzen zu können. Eine beachtliche Ausgangsbasis hat er bereits geschaffen.